

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 254. Bromberg, den 10. November 1929.

Der Buchstabe „E"

Kriminalroman von William Le Queux.

Ins Deutsche übertragen von Dr. Otto Borschke.

1. Fortsetzung.) ———

2. Kapitel.

Die seltsame Erzählung eines Mädchens.

Als ich an einem düsteren, regnerischen Winternachmittag wieder im Charing-Croß-Spital vorsprach, teilte mir der Portier mit, daß die Patientin bei Bewußtsein sei und daß mich Dr. Fleming, der Abteilungsarzt, zu sprechen wünsche.

Einige Minuten später trat ein Mann mittleren Alters und von ziemlich barschem Auftreten ins Zimmer.

„Wie man mir berichtete, waren Sie es, Herr Remington, der unsere geheimnisvolle Patientin auffand", sagte er. „Der Fall ist ein einziges Problem, doch glücklicherweise ist die Kranke seit vorgestern bei Bewußtsein, wenn sie auch ihr Erinnerungsvermögen verloren zu haben scheint — oder sie verschweigt ihre Identität absichtlich."

„Hat sie Ihnen ihren Namen genannt?" fragte ich rasch.

„Nein — sie erklärt, sie könne sich auf ihn nicht entsinnen, auch vermag sie sich an die Nacht nicht zu erinnern, als Sie sie im Nebel fanden."

„Worauf führen Sie diesen Zustand der Betäubung zurück?" forschte ich gespannt.

„Zweifellos auf irgendeine Art von Gift", erwiderte er. „Das Instrument, mit welchem das E-artige Mal in das Fleisch eingeritzt wurde, war in eines der kürzlich entdeckten Gifte getaucht — doch in welches, konnten wir leider nicht bestimmen. Wir haben uns an die bekanntesten Giftkenner des Landes gewendet, Sir Hayes Maynard und Doktor Bates, doch auch sie vermochten nicht festzustellen, welches Gift angewendet worden war. Sie sind aber der Meinung, daß das Mal während des Schlafes beigebracht wurde und daß ein tödlicher Ausgang beabsichtigt war. Möglicherweise war die Dosis in beiden Fällen, sowohl bei der jungen Dame als auch bei dem italienischen Abgeordneten, nicht allzu stark bemessen und führte statt zu momentanem Tod zu einer langdauernden Bewußtlosigkeit."

„Sie hat also kein Erinnerungsvermögen?"

„Scheinbar nicht. Solche Fälle von Gedächtnisschwund sind in meinem Berufe immer sehr rätselhaft und interessant."

„Wie steht es mit dem Italiener?"

„Ich stehe mit Professor Duroni vom Parapini-Spital in Mailand in laufender Verbindung. Professor Ottoni, der italienische Sachverständige in Giften, steht scheinbar ebenso vor einem Rätsel wie Maynard und Bates und ist zu dem gleichen Schlusse gekommen. Doktor Campari ist noch immer nicht zu Bewußtsein gekommen."

„Wer könnte wohl dieses seltsame Mal eingeritzt haben und was mag der Grund dazu gewesen sein?" fragte ich.

„Ja — wer kann das wissen?" rief der Arzt aus. „Ein schweres, undurchdringliches Geheimnis lastet über dem Ganzen, das vielleicht eines Tages entschleiert werden wird."

„Ich habe großes Interesse für den Fall", erklärte ich, „und habe auch aus diesem Grunde meine Winterreise in die Schweiz verschoben."

„Wollen Sie die Kranke sehen?" fragte mich der Arzt.

„Gewiß," gab ich rasch zur Antwort. „Was hält die Polizei von dem Fall?"

„Inspektor Wade von Scotland Yard hat die Patientin gestern verhört, doch sie konnte ihm nichts sagen. Vielleicht haben Sie, die Sie sie aufgefunden haben, mehr Erfolg."

So geleitete er mich denn über die Treppe hinauf und durch mehrere Gänge, bis wir in eines der kleinen Krankenzimmer gelangten, in welchem nur noch zwei andere Patientinnen lagen.

Ich trat ans Bett. Auf den Kissen ruhte ein bleiches, doch wunderschönes Gesicht, von blondem, kurzgeschnittenem Haar umrahmt, wie im Schlafe. Als ich neben ihr stand, schlug die Kranke die Augen auf, und ich sah, daß sie von tiefem, herrlichem Blau waren. Kaum hatte sie mich erblickt, änderte sich mit einem Schlage ihr Gesichtsausdruck. Ein Ausdruck glühenden Hasses trat ihr ins Gesicht, als sie sich auf ihre Ellbogen stützte und mir erregt zurief:

„Sie! — Sie Ungeheuer — hier? Wollen Sie mich noch verhöhnen? Sie, der all dies über mich gebracht hat! Zur Hölle mit Ihnen!" kreischte sie. Sie schüttelte drohend ihre Fäuste gegen mich und hätte mich sicherlich geschlagen, wenn sie gekonnt hätte, doch erschöpft fiel sie wieder in ihre Kissen zurück.

Der Arzt warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Ich fürchte, Sie verwechseln mich mit jemand", erwiderte ich. „Mein Name ist Remington — soviel mir bekannt ist, sind wir einander fremd."

„Fremd!" rief sie gellend aus. „Ich weiß, daß Sie Remington heißen — Sie kennen mich sehr gut! Verstellen Sie sich nicht so, Sie Scheusal! Sie waren doch mit diesem Cole dort und wollten mich töten — ja, Sie!" Entsetzt blickte sie mich aus ihren großen, blauen Augen an.

„Mein liebes, junges Fräulein, Sie sind von einem Wahn befangen!" erklärte ich. „Ich habe Sie vor unserem zufälligen Zusammentreffen in jener nebligen Nacht in Dean Street niemals gesehen!"

„Sie Lügner!" schrie sie. „Wie können Sie das behaupten? Ich erinnere mich an alles, auch habe ich ja Beweise dafür. Als ich mit Ihnen rang, riß ich Ihnen einen Knopf von Ihrem Rock, um ein Beweisstück in Händen zu haben und um Sie beschuldigen zu können, falls ich jemals wieder mit Ihnen zusammentreffen sollte. Wagen Sie vielleicht zu leugnen, daß Sie mich in Ihr Atelier nach St. Johns Wood brachten, wo Ihr Freund Cole schon auf mich wartete?"

„Gewiß leugne ich dies!" sagte ich, erstaunt über diese Anschuldigung. Sollte ich vielleicht das Opfer eines Erpressers geworden sein? „Ich habe kein Atelier in St. Johns Wood und auch keinen Freund namens Cole!"

„Was ist es dann mit Ihrer Onyxkette?" fragte sie bitter. „Ich habe sie noch in meiner Tasche!" Sie wandte sich an die Pflegerin, die daneben stand, und bat sie: „Wollen Sie mir, bitte, meinen Mantel bringen?"

Als diese gegangen war, um den Mantel zu holen, fuhr die Unbekannte erregt fort:

„Ich sehe schon, Sie suchen sich auszureden, aber Sie sollen mir dafür büßen, daß Sie meine Schulter so zerschnitten haben. Der Knopf von Ihrem Rock ist genügend Beweis für unseren Kampf in Ihrem Atelier. Daran dachten Sie wohl nicht, daß sich der Knopf in meinem Besitz befindet, was?" fügte sie hinzu und lachte triumphierend auf.

„Wenn Sie sich an all dies erinnern, wieso können Sie uns dann Ihren Namen nicht sagen?" fragte ich.

„Auf einzelnes kann ich mich nicht besinnen", lautete ihre Antwort. „Aber wer Sie sind, weiß ich schon!"

Als die Pflegerin mit dem schäbigen, alten Pelzmantel wiederkam, fuhr das Mädchen in die Tasche desselben und zog daraus zu meiner Überraschung meine Onyxkette — zwei längliche Onyxsteine, die durch eine Goldkette verbunden — hervor, die ich statt eines Knopfes zu meinem Smoking zu tragen pflegte.

„Kennen Sie das?" fragte sie hinterlistig.

Ich war so verwirrt, daß ich zu stottern begann.

„Ja — sie gehört mir."

„So!" erklärte sie und lächelte spöttisch. „Jetzt werden Sie wohl nicht mehr leugnen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe!"

„Gewiß leugne ich es", widersprach ich. „Seit fünf Jahren bin ich nicht mehr in St. Johns Wood gewesen und habe keine Ahnung, wie Sie in den Besitz meiner Kette kamen."

„Sie geben aber zu, daß sie Ihnen gehört?" fragte sie sarkastisch.

Ich prüfte die Kette und erkannte sie als mein Eigentum. Sie war mir vor zwei Jahren in einem alten Palast in Venedig, wo ich als Gast meiner Tante weilte, auf den Steinboden gefallen, und dabei war ein Stück des einen Onyxsteines ausgebrochen.

Ich hatte sie am Abend nach meinem seltsamen Abenteuer vermißt und hatte vermutet, daß ich sie im Klub verloren hätte. Ich sah ein, daß die Beweise gegen mich waren und dafür sprachen, daß ich mit meiner Anklägerin gerungen hatte, deshalb nahm ich eine entschlossene, abweisende Haltung ein, standen doch der Arzt und die Pflegerin neben mir und waren ebenso überrascht wie ich.

„Gewiß gehört sie mir", bemerkte ich, „aber sie kann mir auch gestohlen worden sein."

„Ich nahm sie Ihnen mit eigener Hand aus dem Rocke."

„Aber nicht in St. Johns Wood — vielleicht in Dean Street, als Sie sich so ungestüm gebärdeten."

„Ungestüm!" wiederholte sie mit erhobener Stimme. „War mein ungestümes Verhalten, wie Sie es nennen, nicht auf Ihr teuflisches Vorgehen zurückzuführen — auf den verruchten Plan, den Sie und Ihre Freunde gegen mich ausgeheckt hatten, um mich zu brandmarken und zu töten?"

Hatte mich auch die Entdeckung verwirrt, daß sich meine Onyxkette in ihrem Besitz befand, so fand ich es doch für zwecklos, weiter mit ihr zu streiten. Sie litt jedenfalls unter einer Wahnidee und verwechselte mich mit einem ihrer Widersacher. Es kam mir wieder in den Sinn, wie wütend sie mich in jener fatalen Nacht angefahren und mir gedroht hatte, daß ein Freund von ihr, ein gewisser Fritz, mich töten würde. Deshalb sagte ich ruhig:

„Wollen wir nicht lieber von etwas anderem sprechen? Ich erkläre Ihnen offen, daß Ihre Person und Ihre Angelegenheiten mich nicht interessieren und schwöre Ihnen nochmals, daß ich Sie bis zu unserem Zusammentreffen im Nebel niemals gesehen habe."

Ich muß gestehen, daß ich langsam ungehalten wurde, doch im nächsten Augenblicke bedauerte ich dies wieder, denn ich dachte an ihre gegenwärtige geistige Verfassung.

„Sie lügen!" schrie sie mich an, drohte mir mit der Faust und blitzte mich aus ihren haßerfüllten Augen an. „Wenn es mir besser geht, sollen Sie mir dafür büßen!"

„Vielleicht werden Sie uns dann auch Ihren Namen sagen", sagte ich brüsk.

„Das weiß ich nicht", fuhr sie mich an. Sprach sie die Wahrheit?

Ich wandte mich zu dem Arzt und sagte:

„Es ist klar, die junge Dame hält mich für jemand anderen. Ich habe sie nie vorher gesehen."

„Und doch geben Sie zu, daß diese Onyxkette Ihnen gehört?" fragte der Arzt mit leisem Verdachte. — Glaubte er ihren Anschuldigungen?

Sollte man eine Erpressung planen, dann wollte ich ihr gleich entgegentreten. Ich konnte meine Unschuld beweisen und durch Zeugen erhärten, was ich in der fraglichen Nacht getrieben hatte. Mindestens ein Dutzend Leute, Damen und Herren, unter ihnen ein bekannter Journalist und ein ebenso bekannter Künstler, konnten angeben, daß ich im Klub gespeist und dann getanzt hatte. Fast den ganzen Tag hatte ich in unserem Bureau in der City zugebracht und der Portier Walters konnte bezeugen, daß ich mich von sechs bis acht Uhr in meiner Wohnung aufgehalten hatte. Obgleich ich also leicht ein Alibi erbringen konnte, hatte mich doch die ungemein feindselige Haltung des unbekannten Mädchens in Verwirrung gesetzt.

Auch muß ich gestehen, daß mich ihre ungewöhnliche Schönheit faszinierte. Sie war kein alltägliches Mädchen und ich war überzeugt, daß ich auf der Schwelle eines dunklen, rätselhaften Geheimnisses stand.

Ihre abgrundtiefen Augen hatten mich gebannt, wenn sie mich auch aus ihnen zornig aufgeblitzt hatte. Unter dem Einflusse irgendeines mysteriösen Rauschgiftes hatte ihr Verstand gelitten, darauf waren auch ihre heftigen Anschuldigungen zurückzuführen. Ich verzieh ihr daher. Unangenehm war mir nur der Verdacht, den ihre Worte bei Doktor Fleming hervorgerufen hatten.

Die Pflegerin wechselte einen Blick mit dem Arzt und sagte ernst:

„Ich glaube, die Patientin regt sich zu sehr auf."

„Ja", sagte Doktor Fleming, zu mir gewendet. „Gehen wir!"

„Nein!" rief das Mädchen und erhob sich im Bett. „Er soll mir nicht entkommen — ihm habe ich diese Krankheit zu verdanken! Er wollte mich töten! Lassen Sie mich aufstehen! Ich will die Polizei rufen und ihn verhaften lassen — er soll mir dafür büßen!" Sie wollte aus dem Bett springen, doch zwei Pflegerinnen stürzten sich auf sie und hinderten sie daran.

Als ich mit dem Arzt das Krankenzimmer verließ, sagte ich: — „Sicher ist das arme Mädchen von Sinnen!"

„In gewisser Beziehung schon — andererseits ist sie wieder ganz vernünftig. Ihr Gedächtnis hat gelitten."

„Oder sie tut wenigstens so", warf ich ein. Ich sah sofort ein, daß diese Bemerkung nicht besonders schlau gewesen war.

„Aus welchem Grunde sollte sie wohl so tun, wo sie doch Ihren Onyxknopf hat?" fragte der Arzt unvermittelt, als wir durch den langen Gang dahinschritten.

Ich wollte meine dumme Bemerkung abschwächen, doch Doktor Fleming blieb hartnäckig.

„Warum sollte sie so tun?" wiederholte er. „Sicherlich war ihr Geist arg zerrüttet, doch jetzt scheint sie ihr Gedächtnis wieder zu finden."

„Hören Sie, Herr Doktor — halten Sie die lächerlichen Anschuldigungen des Mädchens, das ich vor dieser fatalen Nacht niemals gesehen habe, für wahr?" fragte ich. „Allerdings hat sie jene Kette, wie sie aber in deren Besitz gelangte, ist mir rätselhaft. Ich vermißte sie am folgenden Abend, doch glaubte ich, sie im Klub verloren zu haben."

Ich konnte dem Arzt ansehen, daß er Zweifel hatte.

„Nun", sagte er, „sie hat da eine seltsame Geschichte erzählt. Sie behaupten zwar, sie sei nicht wahr."

„Und will dies auch beweisen!" rief ich entrüstet aus. „Das kommt davon, wenn man einem Fremden gegenüber gütig und menschlich ist", fügte ich verbittert hinzu.

„Was werden Sie tun, wenn sie eine Anzeige bei der Polizei macht?" fragte mich der Arzt, als wir in sein Zimmer traten.

(Fortsetzung folgt.)

Heimat.

Skizze von Heinz Steinrück.

Noch drei Schritte bis zur Ecke: Da lag das Haus, unverändert, wie damals, als er gegangen war.

Er setzte nun den Weg fort. Willenlos. Ganz so wie damals im Tal des graugelben Me Kong auf der Verfolgung der Zopfmänner, die aus Kwang Sü gekommen waren, unter der Führung der zwei roten Russen; deren Gespräch hatte er hinter dem Tempel belauscht und dabei den Namen jener Quelle vernommen, wo sie das Ledersäckchen verborgen hatten. Das war, bevor er sie überwältigte. Am anderen Morgen sah er unbewegt die Köpfe der beiden Anführer in den feuchten Flußsand rollen . . .

Aber nun war er in der Heimat. Da lag das gelbliche, einstöckige Häuschen mit den grünen Fensterläden. Als in den gesegneten Jahren vor dem Kriege sein Vater noch behäbig vor dem Gewölbe stand, die schwarze Seidenmütze auf dem weißen Haupte, den feierlich abgeteilten Kaiserbart um das freundliche Gesicht, da hatte er — damals Artillerieoberleutnant und Kriegsschüler — über den Alten und das Häuschen gelächelt. Fluch dem Lächeln heute!

Noch immer hing das Schild „Johann Bergmeister, Kolonialwarenhandlung", über der schmalen Tür; noch immer stieg man zwei Stufen hinauf, und die Glocke bimmelte langelang, wenn man die Tür aufstieß. Das Gewölbe war wie einst. Aber den dicken Kommis und die beiden Lehrbuben, die kannte er nicht. In der Ecke stand noch das alte Stehpult, auf dem sein Vater die Rechnungen ausgeschrieben und grünen Sand darüber gestreut hatte.

„Womit kann ich dienen?" fragte der Kommis den stummen Kunden. Hans Bergmeister kaufte Papier, Mandeln und Rosinen und fragte, als der Kommis die Tüten drehte: „Frau Bergmeister zu Hause?"

Der Kommis schien sich über die Frage zu wundern: „Sie ist oben." Redselig werdend, setzte er hinzu: „Sie ist nicht gut zu Fuß — kein Wunder, das Alter . . ." — „Alter? Sie kann kaum fünfunddreißig sein." — „Ach, Sie meinen die junge Frau, die früher hier war. Die ist schon seit drei Jahren nicht mehr da. Dann kam die alte Frau; ich führe das Geschäft."

Der Fremde sah zum Stehpult hin. „Sagen Sie Frau Bergmeister, daß ich Grüße überbringe von einem, der sehr weit weg war. Gegen Mittag komme ich wieder." Der Kommis hatte noch den Mund offen zur Gegenfrage, als der Fremde schon auf der Straße stand.

Hans Bergmeister ging zur „Weißen Rose", dem Einkehrgasthof des Städtchens, nahm ein Zimmer und ließ Herrn Spaniel, den alten Uhrmacher und Goldarbeiter, holen. Spaniel erkannte Bergmeister gleich und freute sich über die Rückkehr. Bergmeister blieb wortkarg, zog ein Ledersäckchen aus der Tasche und öffnete es über der Bettdecke. Grauweiße Körner rollten heraus, zwei, drei auf den Boden. Spaniel bückte sich, griff ein Korn, prüfte, wog es in der Hand. Dann tat er alle Körner in ein Säckchen und wog neuerlich. „Was ist es wert?" fragte Bergmeister. — „Zwanzigtausend, vielleicht dreißigtausend, wenn es rein ist." — „Nehmen Sie es, Spaniel! Schicken Sie mir das Geld morgen oder übermorgen." — „Bleiben Sie, Herr Oberst?" — „Vielleicht; ich weiß es nicht." — „Es würde mich freuen, Ihrer Kinder wegen."

Spaniel erzählte unaufgefordert. Als er gegangen war, setzte sich Bergmeister zum Fenster und blickte unverwandt auf die Uhr des Kirchturms. Als es Mittag läutete, ging er quer über den Platz in das Geschäft.

„Frau Bergmeister erwartet Sie", sagte der Kommis, „im ersten Stock auf dem Gang das dritte Zimmer rechts." Zehntausendmal war Bergmann diesen Weg gegangen vor Jahren und in Gedanken und in Träumen. Auf sein Klopfen antwortete ein schwaches „Herein". Die Fensterläden waren geschlossen; durch die schmalen Ritzen zitterten Sonnenstrahlen in den kühlen Raum. Die Mutter saß im Lehnstuhl am Fenster und sah ihn an. Er rief nicht „Mutter!", wie er dies wohl gedacht haben mochte; er stand still und wartete.

„Bist du es, Hans? Ich dachte es und freue mich. Obwohl ein anderer mit böser Nachricht es hätte sein können. Sei willkommen in deinem Hause." Nun sagte er doch: „Mutter", und kniete vor ihr und legte den Kopf in ihren Schoß. Sie streichelte ihm das Haar. Nach einer langen Weile fragte er: „Wo ist — sie?" Die alte Frau schwieg; doch dann antwortete sie: „Nicht hier." Und nochmals fragte er: „Wo ist sie, Mutter?"

„Gertrud blieb hier, bis Hans zur Welt kam; dann zog sie nach Wien. Vor zwei Jahren fuhren sie nach Südamerika. Der Dampfer — ich kann mir Namen schlecht merken, er hieß nach einer Prinzessin — ist gesunken. Man hat nichts mehr von ihnen gehört."

Verschollen. Tot. Ausgelöscht. Sie war nicht. Sie ist niemals gewesen. Wo war er damals? Am Me Kong, und die gelben Wasser wälzten sich zu Tal, Baumstämme und Rümpfe ohne Kopf trieben am Lager vorbei, und bezopfte Köpfe schwammen wirbelnd dazwischen. Und Gertrud endete im blauen Wasser.

Bergmeister hatte seine Frau im Kriege kennen gelernt, als er verwundet im Spital lag. Sie war Gräfin und Pflegerin. An der Front stand der Tod, und in Schlesien war Frühling. Da kamen sie einander sehr nahe. Nach Monaten schrieb sie, daß es nett wäre, wenn er nach ihr fragte. Nett, schrieb sie. Das war ihre Art. Sie heirateten. Nach dem Zusammenbruch übernahm er, der Artillerieoberst, das Gewölbe in der Kleinstadt. Dahin paßte sie nicht. Sie paßte besser auf das Jagdschloß des Gutsherrn . . . aber das waren alte Geschichten. Fragen, die ohne Antwort bleiben mußten, weil der Gutsherr ihm zweimal das Leben gerettet hatte, als Knaben, als er im Flusse versank, und im Kriege, in der Hölle von Luck. Da stand zwiefach Leben gegen Leben. Er verschwand. Zur Nachtzeit, als seine Kinder schliefen. Seine Kinder? Drei Tage später stand er vor der Musterungskommission in Belfort, und der nächste Dampfer der Messageries Maritimes führte den Fremdenlegionär Jean Montmaitre nach Indochina.

Vorbei. Er erhob sich. Die alte Frau stieß einen Fensterladen auf. Ihr Haar war weiß und schütter, das Gesicht klein. Sie stützte sich auf seinen Arm. „Komm, Hans, wir gehen zu deinen Kindern." — „Meinen —?" Er lachte bitter. „Deinen", wiederholte sie. Sie gingen die Holztreppe in den Garten. Dort stand der alte Birnbaum immer noch, auf dessen Ästen er geritten hatte. Nun saßen wieder Kinder oben, und ein kleiner Junge stand unten und weinte. „Werdet ihr endlich still sein, ihr Fratzen, ihr verdammten!" schrie eine scharfe Stimme aus der Küche. Hans wandte den Kopf: „Wer ist das?" Die Mutter preßte ihn am Arm. „Die Braut des Geschäftsführers. Er ist der Herr. Es geht uns nicht gut. Ich habe gebangt, Hans —"

Die Kinder waren verstummt. Ein Junge und ein Mädchen kletterten aus den Ästen herunter, beide blond, ärmlich gekleidet und barfuß. Zwölf Jahre waren sie und acht. „Kinder!" rief die Großmutter. Sie kamen heran und schauten auf den Mann, dessen Augen so seltsam blank waren. Das Mädchen blickte scheu, aber dem Jungen stürzten plötzlich die Tränen aus den Augen, aufschluchzend rief er: „Vaterle, Vaterle, mein liebes Vaterle!" Da sprach sein Blut, und mit einem Griff, der den Jungen schmerzen mochte, riß er ihn an sich. Dann küßte er das Mädchen, und ganz zuletzt nahm er Hans, den Kleinen, hob ihn hoch und blickte ihm in die ängstlichen Augen. „Bleibt hier!" sagte er und setzte den Kleinen nieder. „Spielt und klettert! Von heute an könnt ihr alle Tage klettern."

Dem Geschäftsführer war nicht wohl, als er die Bücher vorlegte. „Sie ziehen heute aus, Sie und Ihre Dame." — Kaufmann. Mieterschutz? Wie wäre es nach dem Mieterschutzgesetz . . ." — „Ich bin nicht Oberst, ich bin Kaufmann. Mietrrschutzgesetz? Wie wäre es nach dem Strafgesetz?" Der andere wollte auffahren. „Sie kennen Spaniel? Er hat mir berichtet." Da schwieg der andere.

Hans Bergmeister saß abends auf der Bank vor dem Gewölbe, den Kleinen auf dem Schoß, die zwei anderen Kinder rechts und links. Er trug ein schwarzes Seidenkäppchen auf dem Kopfe. Als der Direktor des Gymnasiums auf seinem gewohnten Spaziergang vorbei kam und staunend die Gruppe sah, bat Bergmeister ihn näher. Einen guten Lehrer möchte er für seinen Sohn, der in die Volksschule hatte gehen müssen, weil kein Geld da gewesen war, einen recht guten Lehrer, damit Gert im Herbst die Prüfung machen könne für die zweite Klasse und nur ein Jahr verlöre.

Da schlug dem Jungen das Herz bis in die Kehle, und er küßte dem Vater die Hand, die sich dann fest auf seinen Scheitel legte.

Der schwarze Pierrot.

Skizze von **Walter Anatole Persich.**

Der Neger Brad, müßt ihr wissen, wurde unter kalifornischen Pflanzern groß — das sind die musikalischsten Kerle der ganzen Welt. Sie singen, daß jeder Ton ein Spaß ist oder eine Trauer, sie tanzen — und jeder Takt ist eine Welt, denn die Urtänze ihrer Vorfahren einen sich mit den Modeschöpfungen des amerikanischen Kontinents. Und Brad war derjenige, den sie am wenigsten gern als Tramp über Land gehen ließen. Wenn er sich entschloß zu tanzen, hatte ganz Ippletown, wie das Nest hieß, auf dem Marktplatz unabkömmlich zu tun . . .

Brad also fuhr auf und unter den Puffern des Pazifik, sprang auf Güterwagen und kam — denn ihr wißt ja schon, daß er ein Teufelskerl war — nach Chicago. Genug und gut, ein Gastspiel in den Schlachthäusern, wo er mit aufgekrempelten Ärmeln die breiten Lendenteile der Ochsen in einen Kessel zu werfen hatte, setzte ihn in Besitz hübscher Geldmittel. Unser Brad wurde ein Gentleman in grauem Sakko, gelbem Hemd, weißem Kragen, grüner Krawatte und beigefarbenen Schuhen.

Der Junge seiner Wirtin besorgt ihm eine Rangkarte für das Theater „Revue and Variets of Chicago“, Brad putzt seine Schuhe besonders blank und läßt sich von einem Policeman erzählen, wo das Haus ist. Er findet eine Tür, steigt Treppen empor und wundert sich, keinen Menschen zu treffen. Schließlich hat er sich in einem Gewirr von Gängen, die zwischen Bretterwänden und Türen hindurch führen, so verirrt, daß er sich auf eine Kiste hockt und lange nachdenkt.

Was ist zu tun? Er ist wohl in ein falsches Haus geraten. Woher soll Brad wissen, wie ein Theater aussieht! Lesen kann er nicht. Spielerisch macht er sich nach einer Weile an die Kiste, wahrhaftig, sie ist unverschlossen, und Herrlichkeiten sind darin! Farben und Gold geben sich ein Stelldichein des Triumphes in seinen Augen — es sind alte Bühnenkostüme —, und er kann es nicht lassen, er muß, muß die Sachen anziehen, die herrlichsten natürlich nur.

Lustig ist — rotweiß mit Goldlitzen — der Anzug; seidene Schuhe mit zwei blitzenden Steinen, ein spitzer Hut mit Rüschen darauf. Wohlgefällig bleckt Brad seinem braunschwarzen Abbild im Taschenspiegel die Zähne entgegen. Er erschrickt: Waren das nicht Stimmen? Er horcht, und angsterfüllt greift er seinen Anzug, seine Schuhe, seinen Filzhut und jagt den Weg zurück, den er gekommen zu sein glaubt. Immer schneller rasen seine Füße. Eine eiserne Treppe öffnet sich, und dort hört er die Menschen lauter reden. Er hetzt hinunter, drei Stufen, vier Stufen. Wieder öffnet sich ein Gang, aber hier brennen mehr Lampen, eine Glocke schrillt. Eine Tür klappt fern und eine Frau in hellblauer Seide tänzelt hinaus, jener zarten Melodie entgegen, die Brad nun vernimmt. Mit den Ohren, mit allen Sinnen, mit den Füßen. Es ist eine Melodie von zarter Rhythmik, die seinen Körper sofort in sich hinein spannt. Ob er will oder nicht, seine Füße tänzeln, hüpfen vorwärts, der Frau in Hellblau nach. Die Melodik wird stärker und stärker. An erstaunten Leuten vorbei tanzt er durch bemalte Pappwände. Scheinwerferlicht blendet einen Augenblick. Aber die Melodie führt ihn, er kommt vorwärts, neben und hinter der Frau, die erschrocken tanzt.

Der Neger Brad steht auf der Bühne und weiß es nicht, er ist hingerissen — im Rausch aus Klang, Rhythmik und gefundenem Kostüm tänzelt er mit rasender Schnelligkeit auf den Zehenspitzen rund um die Bühne, ein schwarzer Pierrot, immer noch das erstaunliche Bündel seiner Kleider unter dem Arm: ein graues Jackett, ein gelbes Hemd, ein Paar beigefarbener Schuhe, und über seinem Handgelenk flattern die grüne Krawatte und der weiße Kragen.

Dann setzt das Orchester aus, ein seltsames, immer stärker anschwellendes Geräusch prasselt aus dem dunstigen Viereck vor dem Neger Brad. Die Tänzerin verbeugt sich, das Klatschen setzt aus, und viele Stimmen brüllen, kreischen, toben: „Der Neger — der Neger!“ Da geht die weiße Frau auf ihn zu, packt seine schwarze Hand und zerrt ihn zwischen den fallenden und sich hebenden Vorhang. Er lernt in einer Minute sich verbeugen und läßt das Abenteuer und sein Schicksal mit sich machen, was sie wollen . . .

Ja, es wird ein da capo nötig, — nachher hat ihm ein Herr im Smoking hinter dem Prospekt der Bühne die Hand gedrückt und ihn um seine Bedingungen gebeten. Der Herr sagte ehrfürchtig: „Sie haben das Mennett herrlich getanzt. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Neger Mozart tanzen könnte . . .“ Brad, der keine Ahnung von Mozart hatte, bleckt die Zähne und lacht gutmütig. Diesen Augenblick nimmt der anwesende Reporter der „Chicago Tribune“ wahr, um den neuen Star zu knipsen, und er hat dann ein Interview mit Brad, das dem Reporter das Lob seiner Redaktion einträgt. Acht Tage später sieht man Brads, des Negers, Bild in allen illustrierten Blättern der Staaten. Die Geschichte seiner Entdeckung nimmt märchenhafte Formen an: Man bedenke, ein „coloured man“ aus Ippletown kommt als Tramp nach Chicago, wird plötzlich ein großer Tänzer und kommt wohl noch in diesem Jahre — wie er mir zähnebleckend sagte — zu einem Gastspiel nach Europa.

Die Tänzerin, durch seinen Erfolg verärgert und ihm gegenüber sehr boshaft, wird auf demselben Dampfer in Begleitung ihres Ehegatten und ihres Söhnchens nach Europa reisen. Sie spricht allerdings kein Wort mit Brad. Niemals wäre Evelyne sonst nach dem alten Kontinent gekommen. Daß sie einem Neger, der ihr gegenüber immer höflich bleibt, den Welterfolg verdankt, den sie allein nicht hatte, macht sie sehr, sehr böse — aber man will doch leben, nicht wahr? Sie bleibt Brads Partnerin in der Nummer: Der schwarze Pierrot!



Bunte Chronik



* **Jedem Kinde seinen Schmutzmesser!** Natürlich kann dieses neueste Erzeugnis eines genialen Hirns nur in Amerika das Licht der Welt erblickt haben. Einen offiziellen Namen führt der neue Apparat zwar noch nicht, aber alle Mütter Newyorks, wenigstens die kapitalkräftigen, sind von ihm entzückt. Wie oft mußten sich die armen Frauen bisher ärgern, wenn sie aus der Schule die peinliche Mitteilung erhielten, der hoffnungsvolle Sproß sei wieder einmal mit schmutzigem Hals zum Unterricht gekommen! Selbst morgens aufstehen und sich von der makellosen Sauberkeit des kindlichen Nackens zu überzeugen, ist natürlich zu viel von ihnen verlangt. Einen Ausweg aus diesem Dilemma weist nun der neue Apparat, der kürzlich in einem Newyorker Museum ausgestellt wurde und ungeteilten Beifall erntete. Kein Wunder, denn die Mutter kann nun von ihrem Bett aus kontrollieren, ob der Sprößling sich sauber gewaschen hat. Der Knabe muß sich auf ein Klingelzeichen seiner noch ruhebedürftigen Mutter hin in seinem Zimmer vor eine elektrische Röhre stellen, die mittels eines Drahtes mit einem Zeiger auf einem Zifferblatt am Bett der treusorgenden Mutter in Verbindung steht. Ist sein Hals auch nur etwas schmutzig, so wirkt die dunkle Tönung auf die feinen „Nerven“ des elektrischen „Auges“, und diese lassen den Zeiger je nach dem Grade der Unsauberkeit über die verschiedenen Bezeichnungen auf dem Zifferblatt tanzen: Etwas schmutzig, schmutzig, sehr schmutzig, fürchterlich! „Du bist ein braver Junge“, oder „Bengel, wasch dich noch einmal“, kann die unsichtbare Mutter nun ihrem Sprößling durch den Zimmerfernsprecher zurufen und dann den so gesunden Morgenschlaf in aller Ruhe fortsetzen.

* **Krieg den Krähen.** Die schwedische Landschaft Skaane hat den Krähen einen unerbittlichen Krieg erklärt. Die Krähenplage ist in dieser Gegend unerträglich geworden. Seit drei Jahrzehnten ist nichts unternommen worden, um die Schädlinge zu bekämpfen. Die Krähen vernichten nicht nur Saaten, sondern sie unternehmen sogar Streifzüge, bei denen sie Geflügel überfallen und wegschleppen. Das beste Mittel zur Krähenbekämpfung ist das Auslegen von vergifteten Lebensmitteln. In ganz Skaane werden jetzt Grützen mit Phosphor zubereitet, mit deren Hilfe man die Vögel auszurotten hofft.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.